

STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG
CARL VON OSSIETZKY Von-Melle-Park 3 · D-20146 Hamburg

Titel: A1-Abendausgabe

Autor:

Purl: https://resolver.sub.uni-hamburg.de/kitodo/PPN1699277745_19420105A1

Rechtehinweis und Informationen

Der Inhalt ist gemeinfrei. Das Digitalisat darf frei genutzt werden.

Public Domain

Zum Zwecke der Referenzierbarkeit und einem erleichterten Zugang zum Original bitten wir um folgenden Hinweis bei der Nachnutzung:

Original und digitale Bereitstellung:
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky
+ Signatur + Link zum Digitalisat

Qualitativ höherwertige Reproduktionen können in verschiedenen Formaten und Auflösungen kostenpflichtig erworben werden. Gebühren werden entsprechend der Gebührenordnung für wissenschaftliche Bibliotheken der Freien und Hansestadt Hamburg erhoben.

Sollten Sie das Objekt in Ihrer eigenen Veröffentlichung verwenden, würden wir uns freuen, wenn Sie uns darüber informieren und uns die bibliographischen Angaben Ihrer Publikation mitteilen. Wir freuen uns natürlich sehr, wenn Sie uns zur Information sogar ein Belegexemplar der Publikation zukommen lassen können.

Kontakt für Nachfragen:
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg – Carl von Ossietzky –
Von-Melle-Park 3
20146 Hamburg
auskunft@sub.uni-hamburg.de
<https://www.sub.uni-hamburg.de>

Weitergeben: Weiter geben!



Die Woll-, Pelz- und Schiersammlung ist bis zum 11. Januar verlängert worden, damit auch diejenigen, die mit der Umarbeitung oder Herstellung von Spenden bis zum 4. Januar nicht zurechtgekommen sind, noch abliefern können. Oben: Freiwillige Helfer einer Sammelstelle; in der Mitte: Politische Leiter bringen die Schier zur Kreissammelstelle

Aufn. Schorer



Die Olympiasiegerin Christel Cranz bringt ihre Bretter zur Sammelstelle

Aufn. Hoffmann



Sondermarke zum Tag der Briefmarke am 11. Januar 1942

Aufn. Presse-Hoffmann



Nachschub im Osten

Aufn. Kriegsbericht Koll-Alt.



Japanische Artillerie beim Durchqueren eines Flusses

Aufn. PBZ

Das Publikum war Zeuge...

Roman von Paul van der Hurk

1. Fortsetzung (Nachdruck verboten)

„Fräulein Fintels, Herr Günther hat nach Ihnen gefragt. Ich glaube, er wollte Sie dringend sprechen.“

Vera sah die schmalen Augenbrauen zusammen und zuckte verächtlich die Achseln. „Was konnte das schon Wichtiges sein, jetzt kurz vor der Premiere. Das wird wohl auch noch bis nach der Vorstellung Zeit haben.“

Die alte Souffleuse, die schon so viele von den Jungen hatte kommen und gehen, aufsteigen und absteigen sehen, sah ihr nach. Sie ist eben hübsch, dachte sie, und die Männer sind eben verrückt nach ihr. Mein Gott, wenn man jung ist, ich war auch einmal jung!

Inzwischen war es halbacht geworden, und die Vorderfront des Theaters, von kleinen Scheinwerfern angeleuchtet, leuchtete auf in festlichem Schein. Die Putten auf dem Dachstuhl waren plötzlich in gläsernem Licht. Als freuten sie sich darüber, sich in ihrer pudrigen Nacktheit vor aller Welt zur Schau stellen zu dürfen. Auch die altmodischen Randleben leuchteten auf, obwohl das Publikum gewiß noch lange auf sich warten lassen würde.

Aber über dem Portal, entlang der Brüstung eines schmalen Balkons, noch greller beleuchtet als die übrige Front, stand in großer, weitläufiger Schrift:

Gefährliches Zwischenpiel, Komödie in drei Akten, von Wolfgang Bergreen.

Auf diese Lichtreflexe starrte ein junger Mann, der im Dunkel der Partisanen lag. „Von Wolfgang Bergreen“, las er in Gedanken vor sich hin, und noch einmal: „von Wolfgang Bergreen.“

Es war der junge Autor, der zum erstenmal in solcher Öffentlichkeit seinen eignen Namen las.

Wie oft hatte er sich diesen Augenbild vorge stellt und ausgemalt. Und wie groß war die freudige Erregung gewesen, in die er sich dabei hineingebadet hatte! Und nun war alles viel einfacher, viel alltäglicher, ja, beinahe so, als hätte es gar nicht anders sein können. Sein Stück wurde aufgeführt — wie fünf Jahren und Jahrzehnten andere Stücke aufgeführt worden waren — und mit der üblichen Lichtreflexe angeleitet.

Obwohl in den Zeitungsnotizen und Vorbesprechungen vorwiegend von dem jungen einheimischen Dichter die Rede gewesen war, so zählte Wolfgang Bergreen schon mehr als dreißig Jahre, aber das Jünglingsalter war er also schon hinaus. — Eigentlich, so dachte er, war es nichts Besonderes, mit dreißig Jahren endlich einen Erfolg zu haben. Einen Erfolg? Er erschauerte ein wenig über diesen vorläufigen Gedanken und sagte vernehmlich: „Zoi-toi-toi!“

Darüber lächelte er. Drei Wochen am Theater und man war so abergläubig wie Frau Florian. Daß es Freitag und gleichzeitig der dreizehnte war, störte ihn allerdings nicht. Dazu mußte man wohl noch etwas länger mit dem Theater zu tun haben. Er hatte denn auch allen Grund, zuber-

sichtlich zu sein; denn die Generalprobe am Vor mittag war vollkommen reibungslos verlaufen, und das Stück hatte einen starken Eindruck hinterlassen. Dies jedenfalls war die übereinstimmende Meinung der etwa zwanzig Zuschauer gewesen, die alle, selber Theater angehörig, zweifellos kritischer eingestellt waren als das normale Publikum. — „Man kann zwar am Theater nie mit Sicherheit eine Prognose stellen“, hatte Ober spielleiter Scherer gesagt, „aber ich glaube, zoi-toi-toi!“

Dieses Zoi-toi-toi war offenbar ein Zauberwort oder eine Beschwörungsformel oder ein Stotterwort. Als moderner Mensch sollte man sich eigentlich solchen Unflut widersetzen, überlegte Bergreen. Was sollte nach einer solchen Generalprobe noch schief gehen! Es sei denn, daß das Publikum nicht reagiere.

Einschweigen war vom Publikum noch nichts zu sehen.

Ein sonderbares, schauriges Gefühl überfiel den jungen Autor. — Es konnte kein Mensch hin, dachte er plötzlich. Durch Zufall. Der erste ist erkrankt, der zweite hat unerwartet Besuch bekommen, den dritten ist die Tante gestorben, der vierte muß aus Reizen und morgen um fünf Uhr aufstehen, der sechste erwartet ein wichtiges auswärtiges Ferngespräch, der siebente will erst mal sehen, was die Zeitungen schreiben, der achte, der neunte, der zehnte...

Unfinn! — Er schlug den Kragen hoch und schloß seinen Mantel. — Ich habe Gespür. Obwohl ich mir einbilde, nicht im geringsten nervös zu sein.

Es konnte ja auch erst kurz nach halb acht sein. Gehen wir ins Theater-Restaurant einen Schnaps trinken, forderte er sich selbst auf. Einen und noch einen und vielleicht sogar noch einen dritten. Das wärmt den Magen und beruhigt die Nerven. Doch schade, daß die Souczy nicht die Hauptrolle spielt. Diese Vera Fintels!?

Nachträglich ärgerte er sich, daß er dem Drängen seines Freundes Roddeger nachgegeben und die Rolle der Tatjana, die eigentlich für die Souczy gedacht gewesen war, für die Fintels umgeschrieben hatte. Kaum kam man mit dem Theater in Verbindung, und man steckte schon mittendrin in dem Klänge. Aber andererseits: man kann den Akt nicht ablesen, auf dem man selber sitzt. Wenn der alte Roddeger mal sterben sollte, und er hätte seinen ersten Schlaganfall schon hinter sich...

Bergreens Freundschaft mit Axel Roddeger hängte schon von der Schulbank her. Damals hatte Axel noch viele Freunde gehabt. Seither, das mußte Bergreen, hatte er die meisten kennen und verachten gelernt. Sie alle hatten seine Freundschaft gesucht, weil sie sich Vorteile davon versprachen. Sie alle hatten für später auf ein gutes Pöstchen bei den Aga-Verken oder auf gute Geschäftsbeziehungen zu den alten Roddeger kontrollierten Firmen spekuliert. Aber Axel hatte sie alle nach und nach durchschaut. „Du bist der einzige“, hatte er einmal zu Bergreen gesagt, „der noch nie etwas von mir gewollt hat, der einzige, zu dem ich Vertrauen habe, der einzige, den ich als meinen wirklichen Freund

ansehe.“ — Und als Axel vor einigen Monaten nach fünfjähriger Abwesenheit aus Amerika zurückgekehrt war, hatte diese Freundschaft da wieder angefangen, wo sie vor fünf Jahren aufgehört. Obwohl die beiden Freunde nur gelegentlich, allenfalls zu ihren Geburtstagen und zum Jahreswechsel einige Briefe gewechselt hatten.

Bergreen warf beim Eintritt ins Theater-Restaurant einen flüchtigen Blick in den Spiegel. Gut sah er aus in seinem frischen und frohen Mantel und dem stumpfen Zylinder. Eigentlich etwas zu auffallend für die kleine Stadt. Er lächelte ein wenig, mit einem Anflug von Selbstironie, und dachte: Der junge Dichter persönlich!

Das Restaurant war nur spärlich beleuchtet. Um diese Zeit wurden kaum Gäste erwartet. Nur über dem Schanztisch brannte Licht, weil es vorkam, daß die Schauspieler kurz vor der Vorstellung schnell noch im Stiefen ein Glas Bier tranken.

Als Bergreen eintrat, stand nur ein einziger Gast am Ausgange. Es war ein Herr von etwa vierzig Jahren mit einem strengen, durchdringenden Gesicht, dessen dunkelblondes, glattegecheiteltes Haar an den Schläfen schon leicht ergraut war. Ohne bestimmteren Anhaltspunkt, vielleicht nur durch seine gestraifte Haltung, machte er auf Bergreen den Eindruck eines Offiziers in Zivil.

„Seht will ich erst mal sehen, ob ich noch einen guten Platz erwische“, sagte der Fremde zu dem Wirt, nachdem er in großen Zügen sein Glas geleert hatte. „Nehmen Sie mir inzwischen ein Theaterstückchen jurecht, ich habe nämlich seit dem Frühschiff kaum einen Bissen zu mir genommen.“

Der behäbige Gastwirt, der auf den gar nicht zu ihm passenden Namen Böse hörte, begrüßte Bergreen mit einem Händedruck. „Noch zwanzig Minuten, dann geht es los!“ ermutigte er ihn mit überhöflicher Miene. „Da will ich selber auch mal einen draustrinken... also Prost! Das — und Weinbrud!“

Väterlich vertraulich schlug er dem Jüngeren auf die Schulter. „Ein gutes Stück haben Sie da geschrieben. Obwohl, das hat sich schon herumgesprochen.“ Und schmunzelnd fügte er hinzu: „Wer Augen hat zu sehen, der sehe, und wer Ohren hat zu hören, der höre!“

Das war eine Anspielung auf das Gerücht, das Stück sei ein Schlußstück.

„War der junge Roddeger in der Generalprobe?“ fragte Herr Böse neugierig.

Bergreen nickte.

„Und... was hat er gesagt?“

„Es hat ihm gefallen. Er kannte übrigens das Stück schon.“

Herr Böse merkte wohl, daß Bergreen ungeniert auf dieses Thema einging. Und um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fragte er:

„Wissen Sie übrigens, wer dieser Herr war, der da gerade weggegangen ist? Dem Namen nach werden Sie ihn bestimmt kennen. Kriminalkommissar Wiebeland. Ein äußerst tüchtiger Mann. Kommt längst in Berlin sitzen, wenn er wollte. Aber er will nicht. Wo kämen da die kleinen Städte hin, meint er, wenn alle tüchtigen Beamten nach Berlin gingen. Zu der Nordkommission sollte er kommen, aber er meint, hin und wieder eine Morbische sei ganz interessant, aber immerfort nur mit Leichen zu tun zu haben, das möchte er nicht.“

Dem Namen nach kannte Bergreen den Kom-

missar sehr genau. Wer, in der Stadt kannte ihn nicht dem Namen nach. Und des Dichters schriftstellerisches Gehirn registrierte: So sieht also ein Kriminalkommissar aus.

Erst um dreiviertel acht kam Helmut Scherer, der Oberspielleiter, der die Fußtenierung befohl hatte, eilig auf die Bühne. Er hatte ein Fern-

gespräch abwarten müssen und hatte sich dadurch verspätet.

Noch in Hut und Mantel, den Hut in den Händen geschoben, so daß er sich, wenn nötig, die Schweitztropfen von der Stirn wischen konnte, trat er aufgeregt in die halbfertige Dekoration.

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Fortsetzung folgt

Apollonia und die Wüste Hadessad / Von Hans Brandin

„Reicht du“, begann er, „als sie mir damals sagte, sie arbeite in der Tierparkdirektion, da stellte ich mir das gleich so vor: Wenn Apollonia große offenklaue Augen aus dem Fenster schauen, dann erblickt sie langhalsige Giraffen und geschweidige Löwen, dann nicht sie dem Bapitirisch zu, der sein mächtiges Geweih wie zum Gruß schüttelt, und der Pfau schlägt ihr zu Ehren schillernd ein Rad. Gleichgültig tummeln sich in den Bäumen der Bäume vor ihrem Arbeitsplatz. Der Schrei der Königspinguine und das Surren der Tauben dringt durchs offene Fenster an ihr Ohr. Jartrota gleich einem Abendwölchlein schimmert das Gefieder der Flamingos über den nahen Weiler. So dachte ich mir das alles, und deshalb wohl habe ich mich so viel mit Tieren befaßt. Wollte doch auch, wenn die Rede darauf kommen würde, nicht dummer sein als sie. Du verstehst...“

Er setzte das Bierglas an und tat einen mächtigen Zug. Dann blickte er mir ein wenig traurig und vernonnen in die Augen.

„Das ist ja nun allerdings anders. Sie arbeitet als Angestellte in einem Büro — sie blickt auf eine riesige Brandmauer — vom nahen Verschleißbahnhof heult ab und zu eine Lokomotive, bei Westwind riecht es ein wenig nach Schwefel-dioxid. Das Verwaltungsgelände ist vom Tierpark fast eine Stunde weit entfernt. Sie hat beruflich mit den Tieren leider gar nichts zu tun, nur mit Abrechnungen von Futtermittelhandlungen, Gärtnereien, Reparaturwerkstätten, Drudereien und Baufirmen. Sie kontrolliert Rechnungen, weißt du? Ich hatte mich das so anders vorgestellt...“

„Und wozu studierst du dann noch diese zoologischen Pollanten, mein Lieber?“

„Das ist ganz unabhängig von Apollonia. Reicht du, ich habe mit einmal so viel Freude an all diesen Dingen bekommen. Früher habe ich mich damit gar nicht befaßt. Wohl als Junge, aber seither doch nie mehr. Manchmal denke ich mir, man müßte überhaupt Zoologie studieren und auch ein wenig Botanik und Geologie und dann später einmal, wenns geht, eine Expedition ausführen. Zentralafrika würde mich locken, oder Australien, ganz unbekannte Gebiete. Forscher müßte man werden...“

Sein Blick wanderte zur verträumten Decke des Gastzimmers empor. Es war, als wölbe sich über ihm schon der dicke dunstige Urwald. Krass freilich, Exoten schrien, Affen brüllten, und als die Dämmerung tauch einbrach, schlich die Löwin behutsam zur Tränke, den scheuen Antilopen aufzulauern. Fledermäuse buchten lautlos durchs Dunkel. — „Forscher müßte man werden“, wiederholte er leise.

Ohne Apollonia wäre an Stelle der Wüste Hadessad noch immer ein weißer Fleck in meinem Atlas.

Ohne Apollonia wäre an Stelle der Wüste Hadessad noch immer ein weißer Fleck in meinem Atlas.

Ohne Apollonia wäre an Stelle der Wüste Hadessad noch immer ein weißer Fleck in meinem Atlas.

Ohne Apollonia wäre an Stelle der Wüste Hadessad noch immer ein weißer Fleck in meinem Atlas.

Ohne Apollonia wäre an Stelle der Wüste Hadessad noch immer ein weißer Fleck in meinem Atlas.

Ohne Apollonia wäre an Stelle der Wüste Hadessad noch immer ein weißer Fleck in meinem Atlas.

